

## Thomas Schestag Larven über Larven

Unter den Hinterlassenschaften von René Descartes befand sich, einem Inventar seiner Schriften nach, angefertigt am 13. Februar 1650 in Stockholm, auch ein kleines Pergamentnotizheft, unter der Letter C rubriziert, das auf einer der Umschlaginnenseiten den „Ersten Januartag des Jahres 1619“ als Datum festhält. Die letzten vier Seiten des Hefts tragen den lateinischen Titel *Praeambulae*. Weil Descartes das Heft von beiden Enden her beschrieben hat, handelt es sich vermutlich nicht um die letzten, sondern ersten Einträge. Das kleine Heft wird 1653 mit allen übrigen Manuskripten Descartes' nach Paris überführt und dort Claude Clerselier übergeben, dem Übersetzer und Editor zahlreicher Schriften des Verstorbenen und künftigen Herausgeber seiner Korrespondenz. Nach Clerseliers Tod, im Jahr 1684, geht die Manuskripte in die Hände des Abbé Jean-Baptiste Legrand über, im Hinblick auf eine Publikation der *Œuvres complètes*. Bei Legrand konnte Adrien Baillet, der erste Biograph Descartes', Einblick in das Notizheft nehmen und zu Teilen kopieren, die in seine *Vie de Monsieur Descartes* sei's als Zitatfragmente des lateinischen Textes, sei's in französische Paraphrasen übertragen, eingegangen sind. Nach Legrands Tod, 1704, erhält ein neuer Verleger, Marmion, die Manuskripte. Doch er stirbt im Jahr darauf. Danach werden, auf Betreiben der Mutter des Abbé Legrand, die erhaltenen Manuskripte mit dem Nachlaß aus dem Besitz von Clerselier zusammengeführt. Seither gelten sie, das kleine Pergamentnotizheft eingeschlossen, als verschollen.

Jahre zuvor, während seines Parisaufenthalts, 1672-1676, hatte Leibniz durch Clerselier Einblick in die Manuskripte Descartes' erhalten, und Teile des Notizhefts (mit Anmerkungen versehen) kopieren können. Fast zweihundert Jahre später hat der französische Gelehrte Louis Alexandre Foucher de Careil diese Teilabschrift in der Bibliothek von Hannover entdeckt und den Text am Eingang seiner Edition der *Œuvres inédites de Descartes* (1859) abgedruckt. Unklar bleibt, ob die Abschrift von Foucher de Careil mit der Abschrift von Leibniz übereinstimmt, denn diese letztere ist ihrerseits verschollen. Grund dafür mag der Zustand gewesen sein, in dem Foucher de Careil die Abschrift vorfand. Er habe sie, schreibt er, „zerrissen“, „auf vergilbtem Papier“ unter einer „dicken Staubschicht“ entdeckt.

Die ersten, bisher unpublizierten Einträge in das (verschollene) Notizheft, die er aus Leibniz' Abschrift abschreibt, stellt Foucher de Careil unter dem Titel *Cogitationes privatae* an den Eingang seiner *Œuvres inédites de Descartes*. Der erste dieser ersten Einträge, hier aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, hält fest:

Wie Schauspieler, wenn sie auf die Bühne gerufen werden, eine Maske [*personam*] tragen, um die Schamröte, die ihnen ins Gesicht geschrieben steht, zu überspielen; so auch ich: beim ersten Auftritt auf dem Welttheater, dem

ich bisher nur als Zuschauer beigewohnt habe, rücke ich maskiert vor [*larvatus prode*].

Die Formulierung, über der diese erste Notiz des 23-jährigen schließt, *larvatus prode*, ist in der Forschung zu Descartes seit ihrem ersten Erscheinen zur Formel geworden, gleichsam zur Maske erstarrt, die verschiedenste Deutungen provoziert hat. Der Vergleich, den die Notiz zwischen dem Grund dafür, daß Schauspieler – *comædi* – auf der Bühne Masken tragen (nämlich um die Scham, die ihnen auf die Stirn geschrieben steht, zu überspielen), und mir anbietet, der zum erstenmal das Welttheater nicht als Zuschauer betritt, hinkt. Denn der Grund dafür, warum ich eine Larve trage, fällt aus. Er liegt nicht in der Scham, die ich zu überwinden habe, den Text eines andern, auf eine Rolle zugeschnitten, mit der ich mich identifizieren soll, so zu sprechen, als spräche kein anderer als ich. Der Schauspieler verbirgt die Scham, so zu sprechen, als spräche ein anderer; immer die mögliche Drohung vor Augen, einer Täuschung überführt zu werden. Die einzige Rolle aber, die mir, im Hinblick auf das Welttheater, bisher zustand, die ich mir selber zuschrieb (oder in die ich mich fand), war die eines Zuschauers: *spectator*. Fortan bewege ich mich auf der Bühne der Welt – des *politischen*, öffentlichen, *überwachten* Raums –, als wäre ich kein Zuschauer, sondern Akteur. Ich betrachte mich als einen, der nicht mehr bloß betrachtet, sondern zu handeln trachtet. Weder ganz *spectator* mehr, noch auch schon ganz *actor* (geschweige denn *autor*), sondern, der winzigen Verschiebung inne, oder, wie man im Französischen sagen könnte, des *écart*, der zwischen *actor* und *spectator* spielt: *spect-actor*. Ich bewege mich demnach auf dem Welttheater buchstäblich als *Schau-Spieler* in einem unerhörten Sinn. Keiner, der *für* Zuschauer, sondern der *den Zuschauer*, die *Zurschaustellung* des Zuschauens spielt. Wer die Larve des *spectator* trägt, bleibt weder als Zuschauer noch als Schauspieler übrig. Er trägt die Larve so, als trüge er keine. Wer aber: *er*? Die kleine Notiz ist kein Memorandum *ad se ipsum*, sondern eine vertrackte *mise en scène*: eine Inszenierung des Verhältnisses von Maske und Gesicht, Verhüllung und Enthüllung, die ohne genauen Aufschluß über den Träger wie über das Getragene bleibt.

Unter den Lesern der zur Formel erstarrten Formulierung *larvatus prode* hat das Unbehagen darüber, weder das in die Verbform *prode* verkeilte maskentragende *Ego* noch den Charakter der Larve (oder Larven) *selbst* fassen zu können, zu Deutungsansätzen geführt, die in der Wendung *larvatus prode* nicht den Urheber, sondern das *Wofür* oder *Für-wen*, also den *Adressaten* der Verlarvung entziffern zu können glaubten. Sie nahmen in der Verbform *prode* eine Maske wahr, die – wiederum nur um ein Geringers versetzt, nämlich auseinandergeschrieben – die Wahrheit über sie, die sie zugleich verbirgt und ausstellt, zur Sprache bringt: *larvatus pro Deo*. Ich gehe unter Masken vor: verhüllt – für Gott. Das Spiel aber, zwischen beweglichen Lettern, zwischen *prode* und *pro Deo*, führt weder zum Entscheid über den Grund für das Vorgehen

unter Masken, noch zum Entscheid über den (verhüllten) Gott. Die Anschrift *pro Deo* stellt nichts als die Parodie der Enthüllung des Adressaten vor. (Eine Maske mehr).

\*

Fast zweihundert Jahre später, vermutlich Anfang Juni 1811, wirft ein Brief Johann Peter Hebels ein wunderliches Echo der Wendung *larvatus prode* in dem verschollenen Notizheft von René Descartes. Das Echo variiert die auf Gott gemünzte Variation – *larvatus pro Deo* – noch einmal, anders. In ihm klingt ein eigentümliches *pro domo* an. Der (undatierte) Brief begleitet ein Exemplar des eben erschienenen *Schatzkästleins des rheinischen Hausfreundes*. Ich zitiere seine ersten Zeilen:

An  
meine liebe Pathe  
W. H....

Gib acht Mägdlein, und erschrick  
nicht vor dem rheinländischen  
Hausfreund. Denn wenn ich die  
Larve vor dir abziehe, – sieh  
ich zieh sie ab –, so steht dein  
eigener Hausfreund und Pathe  
vor dir [...].

Ein Faksimile des (heute verschollenen) Originalbriefs findet sich im ersten Band, *Hebel's Werke*, 1843 bei C.F. Müller in Karlsruhe erschienen. Eine Abschrift des Briefes (von unbekannter Hand) im Haufe-Nachlaß; außerdem dort ein Brief des Verlegers Müller, in dem er sich für die Überlassung des Originals bedankt. Wilhelm Zentner hat in seiner zweibändigen Ausgabe der Briefe Johann Peter Hebels (1957) die Initialen W.H. zu *Wilhelmine Hitzig* ergänzt. Der Brief wäre, dieser Auflösung der Initialen entsprechend, nach Rötteln adressiert gewesen. Dem widerspricht die Ergänzung der Initiale H., in der Abschrift des Originals, zu *Haufe*. Brief und Buch wären also nach Straßburg verschickt worden. Ein Patenkind Hebels in der Familie Haufe mit dem Vornamen W. ist aber nicht bekannt. Für Hebel-Philologen und Hebel-Editoren bleibt die Auflösung der Initialen W. und H. vorerst ein Rätsel.

Anders als der Verhüllung der Adressatin in rätselhaften Initialen, scheint dem Anfang des an die verhüllt Gebliebene gerichteten Briefes an nichts mehr gelegen, als daran, jeglichen Zweifel an der Identität des Absenders zu zerstreuen. Auf den ersten Blick also die Inversion dessen, was die Notiz des jungen Descartes festhält. Nicht das Aufsetzen, sondern Ablegen der Maske, und also die Enthüllung ihres Trägers, kommt zur Sprache. Ich trete unter der Maske des *rheinländischen Hausfreunds* in Erscheinung. Vor dem *Fremden*, vor dem fremden *Freund* des Hauses, mußt du aber nicht erschrecken: „Denn wenn ich die Larve vor dir abziehe, – sieh ich zieh sie ab –, so steht dein eigener Hausfreund und Pathe vor dir“: *larvatus pro domo*. Bei genauerem Hinsehn aber spielt die Briefstelle –

als *mise en abîme* einer Enthüllung – ins Unheimliche und Unbehaute. Sie öffnet eine Pforte – insgeheim – in den Untergrund von Hebels Schriften als adressierten Miszellen, halb an- und ausgefertigten, halb zurückgehaltenen, in die Rückhaltlosigkeit ihrer Zurückhaltung vertieften Briefe.

Das Unheimliche – weil Abgründige – der Entlarvung, die der Brief in Szene setzt, liegt in der Ersetzung des (rheinländischen) Hausfreunds durch (deinen eigenen) Hausfreund: an die Stelle der Maske des Hausfreunds tritt der unmaskierte Hausfreund. Die zitierte Stelle spielt *Hausfreund* gegen *Hausfreund* aus: fast so, wie – ebendort – der *Pathe* und die *Pathe* ineinanderspielen: „An meine liebe Pathe [...] dein [...] Pathe“. *Hausfreund* und *Hausfreund* teilen, kaum anders als *Pathe* und *Pathe*, ein Wort, das *sich selbst* bloß – zum Verwechseln – *ähnlich* sieht. Ein Wort zwar, aber nicht ein Wort, nicht ein und *dasselbe*. Der kritische Übergang vom (rheinländischen) zum (eigenen) Hausfreund, vom Fremden zum Freund, vom Unbekannten zum Verwandten, dem Augenblick der *Anagnorisis* in der griechischen Tragödie vergleichbar, wird in dem Satz „Denn wenn ich die Larve vor dir abziehe, – sieh ich zieh sie ab –, so steht dein eigener Hausfreund und Pathe vor dir“ vollzogen. Zwischen die Konditionalansätze *Wenn* [...] so, rückt Hebel eine Parenthese, die deren Anspruch auf zeitlose Gültigkeit durch die Beschwörung des Überganges *selbst*, in die Gegenwart des Lesens dieser Zeilen verlegt, zum unbedingten, unumstößlichen Faktum (jedem Einwand überhoben), weil der Evidenz des Augenscheines ausgesetzt, zu verwandeln sucht: „– sieh ich zieh sie ab –“. Der parenthetische Einschub beschreibt die rhetorische Figur der *Parekbase*: das Fallen des Schauspielers (der auf der Bühne spielt und spricht) aus der Rolle. Wer an dieser Stelle aber behauptet, eine Larve abzuziehen, und das Verschwinden der Larve mit dem Erscheinen eines ungeschminkten Angesichts gleichsetzt, fällt nicht aus der Rolle – des rheinländischen Hausfreunds etwa –, sondern inszeniert das Fallen aus der Rolle als ein Rollenspiel mehr.

Die Vorstellung (in jedem Sinn des Worts) ist eine, in jedem Sinn des Worts, *verstellte*. Die Vorführung des Maskenabzugs geht an dieser Stelle insgeheim in Verführung über: zu sehn, wo nichts zu sehn ist. Die unter dem Imperativ *Sieh* beschworne Gegenwart, als Augenzeugin der Entlarvung beizuwohnen, wird von einer andern, Gegen- oder *Nebengegenwart*, die den Glauben an die unerschütterliche Insistenz eines *nunc stans* spaltet, unterlaufen. In der parenthetischen *Parekbase* (oder *parekbatischen* Parenthese), „– sieh ich zieh sie ab –,“ kommt etwas zum Vorschein, das die Silbern, Lettern, Wörter einem anderen Verhältnis als der syntaktischen Verkettung von Bedeutungsträgern überläßt: die Wortketten *sieh – zieh – sie* variieren, als Polypota, aber keines Paradigmas, keines Themas oder Grundworts, *einander*. Und quer zu diesem Ineinanderspiel wird das Verb *abziehen*, durch Tmesis – *ich zieh sie ab* –, daran gehindert, den Abzug der Larve *in einem Zug*, in ein und *demselben* Zug durchzusetzen:

durch den in Worten beschworenen Abzug der Larve gehn Risse (die den Aufriß eines jeden Wortes teilen).

\*

Wer, oder was, aber ist – in Hebels Brief an W.H. – ein *eigener*, „dein eigener Hausfreund“? Der eigene soll, nach Abzug aller Larven, als der Dir, der Adressatin dieses Briefs ausschließlich kenntliche und wiederkehrende [vergegenwärtigte], unverwechselbar angehörige, der Dir vertrauten häuslichen Umgebung fast als Besitz – Teil ihres Inventars – zuschlagbare Hausfreund in Erscheinung treten. Doch der *eigene* tritt mit dem *eigentlichen* Hausfreund, der an einer Stelle aus dem Exemplar des *Schatzkästleins* auftaucht, das der Brief begleitet und seiner Adressatin zu-eignet, in Konflikt. Um diese Differenz zwischen deinem *eigenen* und dem *eigentlichen* Hausfreund zu ermessen – in ihr steht nichts Geringeres als die gelungene [vollzogene] Entledigung der Maske [des Hausfreunds] und Enthüllung ihres Trägers [deines *eigenen* Hausfreunds] auf dem Spiel –, bedarf es eines Umwegs.

Dem *Calender auf das Jahr 1809* (es ist der zweite, den er alleine redigiert) hatte Hebel eine Art *Vorbericht* vorangestellt: *Der rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern, und wünscht ihnen das neue Jahr*. An einer Stelle dieses Vorberichtes heißt es: „[...] der rheinländische Hausfreund geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht; sitzt in manchem Wirtshaus, und man kennt ihn nicht; geht mit manchem braven Mann einen Sabbatherweg oder zwey, wie es trifft, und läßt nicht merken, daß ers ist“. Die irritierenden Kennzeichen des rheinländischen Hausfreunds sind Unsichtbarkeit und Unkenntlichkeit, verdichtet in ein merkwürdiges *Merke*: „und läßt nicht merken, daß ers ist“. Ein nicht auf seine Landsleute und Leser, sondern auf den Hausfreund selbst (sofern hier von ihm *selbst* überhaupt gesprochen werden kann) gemünztes *Merke*. „Merke: laß nicht merken, daß du bist“. Ich merke mir, nicht merken zu lassen, daß ichs bin. Und nur der Leser, nur die Leserin, die merken, daß einer nicht merken läßt, daß ers ist, nähmen Fühlung – kenntlich, sichtlich und bemerkenswert – mit dem rheinländischen Hausfreund. Wie aber merken, daß einer [merken läßt (nämlich *muß*), daß er] nicht merken läßt, daß ers ist? Und *was* genau, in ein apokopiertes *es* verkappt: „[...]’s“? Was ich mir merken *muß*, um nicht merken zu lassen, daß ichs bin, ist dies, daß nicht *ich* bin, sondern ich – *es*; und genauer: ichs: ein verstümmeltes Pronomen [das für kein *-nomen*, keinen Namen, geschweige denn *Eigennamen* steht, sondern – äußerstenfalls – für ein verstümmeltes *Pro*-].

Die zitierte Stelle aus dem Vorbericht des *Calenders auf das Jahr 1809* wirft das Echo einer Passage, zwölf Jahre zuvor, aus Hebels *Predigt am zweyten Christtag über das Evangelium Luc. 2, 15-20*: „Unerwartet für manche, und unbemerkt selbst denen, die ihn erwarteten, erschien Christus Mensch unter Menschen; und noch oft in seinem Leben war

er gerade da nicht, wo man ihn suchte, kam er gerade alsdann nicht, wann man ihn am sehnlichsten herbei wünschte, und stand ungekannt mitten unter ihnen, wenn sie ihn nicht mehr erwarteten“. Damit soll nicht gesagt sein, daß unter der Maske des rheinländischen Hausfreunds, der am Rheinstrom auf und ab geht, in Wahrheit – unerwartet, unbekannt und unscheinbar – Christus wiederkehrt; nicht, daß der Kalender, *dieser* Kalender – *Der rheinländische Hausfreund* – nicht Jahr um Jahr, dem Ende der Zeit entgegen, wiederkehrt, sondern die apokalyptische, die Zeit des Endes – wie unscheinbar auch immer – verkörpert, und jeden Tag, an dem die geneigten Leser und Leserinnen den Kalender, der am Nagel in der Stubenmitte hängt, zur Hand nehmen, um in ihm zu lesen, mit jeder der Geschichten, Berichte, Scharaden und Erzählungen in ihm, jedesmal anders nichts als das Ende der Welt, nämlich der *jüngste* Tag zur Sprache und zur Welt kommt. Nicht ausdrücklich oder gar ausschließlich soll mit dem Gesagten gesagt sein, daß Hebel die Rückübersetzung des *rheinländischen Hausfreunds* in den Messias oder – umgekehrt – die Metamorphose des Messias in den *rheinländischen Hausfreund* betreibt, ohne die undurchsichtige Komplizität beider – und *zwischen* beiden Operationen – auszuschließen. Denn etwas kommt dazwischen. Es ist der *eigentliche* Hausfreund.

Im Exemplar des *Schatzkästleins*, das den Brief an W.H. begleitet, findet sich, unter den *Betrachtungen über das Weltgebäude*, zum erstenmal auch ein Artikel über den *Mond*. Gegen Ende, „wenn der Mond in seinem vollen Licht am Himmel erscheint“, sozusagen unbeschattet und gleichsam ohne Maske, „sieht er“, schreibt der Hausfreund, „bei allem dem kurios aus mit seinem trüben Gesicht, und mit seinen helleren und blassern Flecken“. Sogar in vollem Licht bleibt sein Gesicht, seine Erscheinung, eigentümlich trüb. Und fast schon im Abspann des Artikels heißt es:

Fragt man nun noch

*Achtens* und *letzten*s, was denn eigentlich der Mond am Himmel zu verrichten hat. – Antwort: Was die Erde. So viel ist gewiß, er erhellt durch sein mildes Licht, welches der Widerschein von seinem Sonnenschein ist, unsere Nächte, und sieht zu, wie die Knaben die Mägdlein küssen. Er ist der eigentliche Hausfreund und erste Kalendermacher unserer Erde, und der oberste GeneralNachtwächter, wenn die andern schlafen.

Als der *eigentliche* Hausfreund und *erste* Kalendermacher unserer Erde ist der Mond *Monatsmond*. Er löst das regelhafte Kommen und Gehen der *Menses* oder *Monde*, als Menstruationszyklen, nicht weniger als deren Unterbrechung aus. Dem *eigentlichen* Hausfreund und *ersten* Kalendermacher eignet *diskrete Stetigkeit*. Sie geht dem rheinländischen Hausfreund ab. Ihm eignen, allenfalls, *unstete* und *indiskrete* Züge. Doch in der letzten Version des Artikels *Der Mond*, dem *Calender auf das Jahr 1814* eingerückt, verleiht der rheinländische Hausfreund dem Mond versuchsweise *rebellischen* Charakter:

Zudem hat der Mond einen großen Einfluß auf die Luft und Witterung der Erde, und durch sie auf Gewächs, Thiere und Menschen. Jedermann weiß, daß sich am liebsten um die Zeit der Mondwechsel, das Wetter ändert und bricht. Wenn wir Kalendermacher den Mond nicht hätten, wir könnten nicht Jahr aus Jahr ein, und wers verlangt, von Tag zu Tag das Wetter also voraussagen, daß es manchmal wunderbarlich eintrifft. Ja wer schon auf dem Meere gewesen [...], weiß was Fluth und Ebbe heißt [...]. Diese Wasserkunst kommt größtentheils auch vom Mond her. Ja der Hausfreund getraut sich zu behaupten, daß noch andere und ganz kuriose Veränderungen auf dem Erdball vorgehen könnten, wenn einmal der Mond rebellisch werden, und nimmer kommen wollte.

Wir Kalendermacher sind weder die *ersten* (der *erste* Kalendermacher ist der Mond), noch sind wir (wie) der *eigentliche* Hausfreund (der *eigentliche* Hausfreund ist der Mond). Was aber wäre, wenn wir – Kalendermacher – den Mond nicht hätten? Und was genau heißt *Haben* hier? Der Mond ist – ohne zu sprechen – der erste und eigentliche Fürsprecher, Prophet berechenbarer wie unberechneter Geschehnisse, in die Zukunft entworfen. Er sagt, uns voraus – ohne es zu sagen –, was wir, die in seiner wandelbaren Erscheinung lesen, voraussagen. Der Mond ist, allem Voraussagen voraus, das stumme Inbild der Prophetie berechenbarer wie unberechenbarer Änderungen, Brüche, Wechsel, nicht nur im Hinblick auf Witterungsverhältnisse. In ihm, der alles Voraussagen provoziert, verstummt es. Der Hausfreund aber, nicht der *eigentliche*, sondern *rheinländische*, und nicht nur nicht der *erste*, sondern vielleicht – wer weiß – *letzte* Kalendermacher, in dem das Kalendermachen zur Neige geht, getraut sich eine Behauptung – auf der Schwelle zur Voraussage –, die das Ausbleiben alles Voraussagens (verkörpert im Mond als in seinem Inbild) vor Augen hat. Was der Hausfreund sich zu behaupten getraut, sind nicht kommende *Veränderungen*, die auf dem Erdball vorgehen könnten, sondern *andere* Veränderungen (die jede Vorstellung davon, was *Ändern* heißt – verändern; Änderungen, denen keine Vorstellung von ihnen mehr entspricht noch je entsprochen hat). *Andre* Änderungen, die nicht der Mond mehr verantwortet, der gegen Wort, Antwort und Verantwortung rebelliert, und anfängt, nicht wiederzukehren. Was wäre das für eine Welt, in der der Mond anfängt, nimmer kommen zu wollen? Eine Weltzeitgend, die die Rebellion des Mondes *gegen* Prophetie wie *Gegenprophetie*, die Erübrigung des *Pro-* im Aufriß prophetischen Sprechens durch das, wofür es spricht, ohne ihm entsprechen zu können, ins Auge faßt. In dieser Gegend (aus Gegenden) sind Hebels Briefe unterwegs.

\*

Die waghalsige Behauptung des *rheinländischen* Hausfreunds über die mögliche Zukunft des *eigentlichen* Hausfreunds – des *Mondes* –, daß er nämlich rebellisch werden

und niemals mehr wiederkehren wollte; eine Rebellion, die das Zerschlagen *kalendarischer* Zeit miteinschließt; wirft das Echo der Ausmalung des jüngsten Tages oder Tags des Herrn – *Jom Jehovah* –, die sich (unter anderem) bei den Propheten und in Briefen der Apostel Paulus und Petrus findet. Hebel hat dieser Ausmalung und ihrer Diskussion im Sommer 1804 einen kleinen Aufsatz gewidmet, der zu Lebzeiten unpubliziert blieb, versehen mit dem Titel *Der Dieb in der Nacht*. Die Rede vom *Dieb in der Nacht* übersetzt die griechische Wendung *kleptes en nykti*, die ihrerseits auf die entsprechende Formulierung *gannabh balajah* der hebräischen Bibel zurückgeht. Sie betont, insbesondere auf Briefe der Apostel Paulus und Petrus bezogen, „wenn sie die lange verheißene u. sehnlich erwartete Zukunft ihres Christus“ beschreiben, das *geheime* Kommen des Messias. Doch bevor Hebel genauer auf die Semantik von *Dieb*, *kleptes* und *gannabh*, und auf die irritierende Nähe von *Dieb* und *Messias* eingeht, unterstreicht er die Ausmalung des jüngsten Tags in den Prophetenbüchern als Einrollen des Himmels und Verhängen oder Schwinden aller Gestirne (unter Einschluß des Mondes), nicht ohne zu vermerken: „Aber sie haben nicht einen u. denselben Gegenstand im Auge, am wenigsten einen Zeitpunkt in den Fernen des N.Test. oder am Ende der Welt. Jeder bezeichnet damit etwas anders u. nahes“:

Am Tage Jeh. schauern die Himmel zusammen, die Erde erbebt bis in ihre Fundamente, die Sterne erblassen, Sonne u. Mond sind verhängt. [...] Eine Kopie des hebr. Jom Jehovah ist Matth 24. u. den Paralellkapiteln der übrigen Evangelisten im N.T. nicht zu verkennen. Auch hier erschüttern sich alle Kräfte der Natur, Sonne u. Mond werden finster, die Sterne fallen vom Himmel, das Meer u. die Wasserwogen brausen, den Leuten wird bange [...] In unsern zwey Stellen 1 Thess. 5,1.2. u. 2 Petr. 3,10. wird der „Tag des Herrn“ ausdrücklich genannt u. Petrus hüllt ihn in die bekannte Dekoration des Jom Jehovah ein: Die Himmel zergehn mit großen Krachen pp“.

Im Hinblick auf semantische Differenzen zwischen *kleptes*, *Dieb* und *gannabh* betont Hebel weiter unten:

Allein der *Kleptes en nykti* des N.T. ist nicht der deutsche „Dieb in der Nacht“ den man henkt, sondern der hebräische *Gannabh ballaja*, der auch ein ehrlicher, und sogar ein gepriesener Mann seyn kann. Das hebräische *Gannabh* hat nemlich einen weitem Umfang als das verächtliche deutsche Wort „Dieb“ und bezeichnet auch den Krieger im unerwarteten Überfall, oder den Sieger im Sturm, mit der Nebenidee, daß er Beute mache [...].

Und in einem *Anhang*, der auf semantische Nuancen des griechischen *kleptes* zielt, verweist Hebel auf eine Stelle bei Xenophon, die das unvermerkte Kommen des *kleptes* – hier durch *Feldherr* übersetzt – unterstreicht: er müsse, so Hebels Übersetzung, „die Kunst verstehn, unbemerkt heranzurücken, dem Feind in der Besetzung wichtiger Pos-

ten durch Geschwindigkeit zuvor zu kommen“. Hebel beschließt den *Anhang* mit einer Übersetzung der Stelle im Brief des Paulus an die Thessalonicher, in der von einem *Dieb* keine Rede mehr ist:

Nach dem Atticismus ließe sich also die paulinische Stelle ohne allen Gedanken an einen Dieb so übersetzen. „Ihr selbst wißt, daß des Herrn Tag kommen wird, wie ein Kriegsherr in der Nacht,

Und Hebel fügt, nach Art einer *Glosse*, aus freien Stücken (in einer Klammer) folgendes an: „(von dessen Ankunft man nichts merkt, oder: früher als man meint.)“ Diese verklammerte Auskunft, der niemand ihren schwindelerregenden Charakter absprechen wird, kehrt aus der *Selbstkennzeichnung* des rheinländischen Hausfreunds an einer Stelle im *Vorbericht* zum *Calender auf das Jahr 1809* wieder: „[...] der rheinländische Hausfreund [...] geht mit manchem braven Mann einen Sabbatherweg oder zwey, wie es trifft, und läßt nicht merken, daß ers ist“. Wenn der rheinländische Hausfreund nicht merken läßt, daß ers ist, dann merkt der brave Mann, mit dem er einen Sabbatherweg geht – oder zwei –, nichts von der Ankunft dessen, der mit ihm geht, oder: früher als er meint. Was heißt das? Ich *merke* etwas, bevor *ichs* merke, bevor ich es *bemerke*, bevor ich *mir* das Bemerkte – eine *Merkwürdigkeit* (in jedem Sinn des Wortes) – merken kann, um es zu behalten. Was ich merke, früher als ich meine, es zu merken, entgeht dem Vorsatz, es zu halten, festzuhalten, und zu haben. Kurz, es zu *vermerken*.

Jedes *Merke!* der Kalendergeschichten des *Rheinländischen Hausfreunds* zielt darauf: „Merke! Denn *du* merkst ja nichts! Nichts von dem, was *dich* schon bemerkt, markiert, getroffen hat“. Die Faktur dieses *Merke!* ist nicht moralisch, sondern apokalyptisch. Was es offenbart, ist aber kein messianisches Gesicht, sondern die Unentlarvbarkeit des Offenbartens. Es legt, so solidarisch und sympathisch es vorgetragen wird, – unverwahrbar, unvergeßlich –, Risse durch das *Weltgebäude*: durch die Welt- und Selbst- und Sprachwahrnehmung des geneigten Lesers.

Die Wendung *Dieb in der Nacht* taucht unter Hebels Hand zum erstenmal in einem Brief an den befreundeten Pfarrer Sebastian Engler vom Mai 1800, auf den Schreibenden – oder Absender – appliziert, auf: „da ich kraft meiner Sendung kommen muß, wie des Herren Tag, [...] als ein Dieb in der Nacht“. Zwei Jahre später, Ende Dezember 1802, in einem Brief an Friedrich Wilhelm Hitzig, taucht zum erstenmal das Wort *Hausfreund* unter Hebels Hand, wiederum auf den Absender appliziert, auf; diesmal im Verein mit der Wendung *Dieb in der Nacht*: „Zu Brauer komme ich [...] noch bisweilen wie ein Dieb [...] in der Nacht“. Der Brief schließt mit den Worten „Euer redlicher Hausfreund Hebel“: in *Hebel* spielen die verlarvten Wendungen (denn keine stellt bloß *eine* Larve vor, keine hält bloß *eine* andere hintan) *Dieb in der Nacht* und *Hausfreund* ineinander.

Dies Ineinanderspiel kehrt, Jahre später, auch aus dem *Dieb* wieder, der schon in der ersten der acht Diebs-

geschichten – *Die drey Diebe* –, im *Calender auf das Jahr 1809*, allen andern Dieben überlegen, *Meister* heißt – „Der Frieder ist der Meister“ –: aus der befremdlichen beweglichen Gestalt – fast *ungestalt* – des *ZundelFrieder*, der in den letzten vier Diebsgeschichten, die Hebel im Anschluß an die im *Schatzkästlein* versammelten, zwischen 1812 und 1815 noch dem Kalender einrückt, aller Gefährten ledig, allein unterwegs ist. Die vorletzte, im Kalender auf das Jahr 1813 – *Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht* – flicht ein geheimes Band zwischen dem (unpublizierten) Aufsatz von 1804 – *Der Dieb in der Nacht* – und dem *ZundelFrieder*. Im Aufsatz von 1804 spart Hebel nicht mit Invektiven gegen die Schematismen der Biblexegese seiner Zeit; mit andern Worten: gegen die Blindheit hermeneutischer Operationen (überhaupt). Die geläufige Übersetzung von *Gannabh* und *Kleptes* durch *Dieb* geißelt Hebel mit folgenden Worten:

Allein, ganz gegen die gewöhnliche Weise, nach welcher man sonst den Dieb nicht sieht, wenn er schon da ist, sieht man hier einen Dieb obgleich keiner da ist. Denn die exegetischen Augen sehn anderst als die gemeinen, bald wie die Augen der Kakerlaken, gar wunderhelle, wo alles am dunkelsten ist, bald wie die Augen der Hexe zu Endor, Etwas, wo Nichts ist

Die exegetischen Augen, dem Glauben an gegebene Kontraste – zwischen Nichts und Etwas, Hell und Dunkel – verhaftet, stoßen in der gewöhnlichen oder gemeinen Auffassung vom *Dieb* auf einen Widerstand, der den Schematismus der Entgegensetzung spaltet. Denn der Dieb ist – ohne Inbild der Helle zu sein – *Etwas*, genau dort, „wo alles am dunkelsten“, wo „Nichts“ ist. [Ins Nichts gleichsam – vorübergehend – verkapselt.] Er ist schon *da*, nämlich genau *dort*, wo man ihn nicht sieht, wo er *nicht*, wo nicht *er*, wo Nichts zu sein scheint. Der Dieb geht – *incognito* – als Schattenbild des *Hermes* – Gott der Diebe – durch den Aufriß der *Hermeneutik*, deren Namen er – insgeheim – teilt: auftrennt. (Streut.)

In der vorletzten, siebten Diebsgeschichte – *Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht* – hat der Zundelfrieder, so setzt sie ein, „bald alle listigen Diebstreiche durchgemacht, und fast ein Überlei daran bekommen“. Und fährt fort:

Eines Abends, als er, wie gesagt fast alles durchgemacht hatte, dachte er: „Jetzt will ich doch auch einmal probiren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt. Also stahl er in selbiger Nacht eine Geiß, drei Schritte von der Schaarwache, und ließ sich attrapiren. Den andern Tag im Verhör gestand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter fünf und zwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben lassen, dachte er, „ich bin noch nicht ehrlich genug.“ Deswegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten und gestand bei der weitem Untersuchung nach kurzem Widerstand,

und an genau dieser Stelle kommt die geheime Lösung zwischen dem Aufsatz von 1804 – *Der Dieb in der Nacht* –, dort, wo harsche Kritik an den exegetischen Augen geübt wird, und dem *ZundelFrieder* zur Sprache, denn was er bei der weitem Untersuchung, nach kurzem Widerstand, gestand, war dies:

wie er von jeher ein halber Kackerlack gewesen sey, das heißt, ein Mensch, der bei Nacht fast besser sieht, als am Tag [...].

Vom Kakerlakenblick professioneller Exegeten abweichend, nennt der *ZundelFrieder* sich einen *halben* Kackerlack, der die geläufige Entgegensetzung von Tag und Nacht aus den Angeln hebt, weil er „bei Nacht fast besser sieht, als am Tag“. Was genau aber sieht, wer bei Nacht *fast* besser als am Tage sieht? Wenn die Maske (oder Larve) des Sonnenlichts abzieht – wie man sagen könnte – und die Nacht kommt, kommt unterm Schleier des Tageslichts nicht einfach keiner oder ein anderer zum Vorschein. Was die Ablösung oder Ersetzung von Tag und Nacht durcheinander aufhält, ist der *Mond* (der das Sonnenlicht bricht). Die exegetischen Augen bleiben, um im Bild zu bleiben, blind für den Mond: den *eigentlichen* Hausfreund.

„Um neun Uhr kömmt der Mond“, so unterbricht der *ZundelFrieder* eines Abends in der Geschichte *Wie der ZundelFrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gränzen kam* zuletzt das Verhör durch den *Thorhüter* an der Grenze eines Städtleins an der Grenze. Und auch in der Geschichte *Wie sich der ZundelFrieder hat beritten gemacht* bringt der Frieder den Mond ins Spiel. Im Untergrund dieser eigentümlichen Orientierung erteilt aber diese Geschichte außerdem (deshalb rufe ich sie hier, und um zu schließen, in Erinnerung) genaueren Aufschluß über das Lesen – und Lesen in Briefen – als jeder Brief, den Hebel hinterlassen hat. Bevor der Mond in ihr zur Sprache kommt, unterstreicht diese Geschichte – aber gleichsam stumm – die geheime Komplizität zwischen *Hausfreund* und *Meisterdieb*. Auf einer *Abbildung*, in deren Begleitung die Geschichte im Kalender auftaucht, sieht man den *ZundelFrieder* unter der Maske des Hausfreunds eines Abends mit dem Stadtsoldaten (im gemeinen Leben, wie er dem Frieder gesteht, ein Nagelschmied), der ihn ins Zuchthaus begleiten soll, im Wirtshaus eines Dörfleins sitzen:

„Camerad,“ sagte der Frieder, „wollen wir nicht einen Schoppen trinken?“ – „Herr Camerad,“ erwiderte der Nagelschmied, „was ihm recht ist, ist mir auch recht.“ Also tranken sie mit einander einen Schoppen, auch eine halbe Maß, auch eine Maß, auch zwei, und Brüderschaft ohnehin,“ und der Frieder erzählte immer fort von seinen Kriegsaffären, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und Müdigkeit einschlief. Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Frieder *nimmer* sah [dies *Nimmer* wirft ein leises Echo des Mondes, wenn er einmal „rebellisch werden, und nimmer kommen wollte“;

es taucht gleich noch einmal auf] war sein erster Gedanke: „Was gilts der Herr Bruder ist als gemacht vorausgegangen!“ Nein er stand nur ein wenig draussen vor der Thüre, denn der Frieder geht nicht leicht leer fort. Als er wieder herein kam, sagte er: „Herr Bruder **der Mond will bald aufgehen**. Wenns dir recht ist, so bleiben wir lieber **hier über Nacht**.“ Der Nagelschmied schläfrig und träge, sagte: „Wie der Herr Bruder meint.“ **In der Nacht**, als der Nagelschmied fest schlief [...], der Frieder aber nicht schlafen konnte, stand der Frieder auf, visitierte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen, und fand unter andern das Schreiben, das wegen seiner dem Stadtsoldaten an den ZuchthausVerwalter war mitgegeben worden. Hierauf probirte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Monturstiefeln an. Sie waren ihm recht, Hierauf ließ er sich für Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab und gieng des geraden Wegs fort, **so weit ihm der Mond leuchtete**. Als der Nagelschmied früh erwachte, und den Herrn Bruder *nimmer* gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig draussen seyn.“ Freylich war er wieder ein wenig draussen, und als er **den Tag erlaufen** hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz es ist mir ein Unglück passirt. Ich bin ein Arrestant und der Stadtsoldat von da und da, der mich transportiren sollte, ist mir abhanden gekommen. Geld hab ich keins. Weg und Steg kenn ich nicht, also laßt mir auf gemeine Kosten eine Suppe kochen und verschafft mir einen Wegweiser in die Stadt ins Zuchthaus.“ Der Schulz gab ihm eine Bollete an den Gemeindegewirth auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein, und schickte nach einem armen Mädchen. „Geh ins Wirthshaus, und zeige dem Mann der dort frühstückt, wenn er fertig ist, den Weg und die Stadt; er will ins Zuchthaus.“ Als der Frieder mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war, und in der Ebene von weitem die Thürme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen: „Geh jetzt nur nach Haus, mein Kind, jetzt kann ich *nimmer* verirren. In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Büblein auf der Gasse: „Büblein wo ist das Zuchthaus,“ und als er es gefunden und vor den ZuchthausVerwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las und schaute zuletzt den Frieder mit großen Augen an. „Guter Freund,“ sagte er, „das ist schon recht. Aber wo habt ihr dann den Arrestanten? Ihr sollt ja einen Arrestanten abliefern.“ Der Frieder antwortete ganz verwundert „Ey, der Arrestant, der bin ich selber.“ Der Verwalter sagte: „Guter Freund, es scheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man nicht. Gestehts, Ihr habt den Arrestanten entwischen lassen! Ich seh es aus allem.“ Der Frieder sagte: „Wenn Sie es aus allem sehen, so will ichs nicht läugnen. Wenn mir aber Ihre Excellenz, sagte er zu dem Verwalter, einen Berittenen mitgeben wollen, so getrau ich mir den Vagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen gekommen ist.“ „Einfältiger Tropf,“ sagte der Verwalter, „was nützt dem Berittenen die Geschwindigkeit

des Rosses, wenn er mit einem Unberittenen reiten soll. Könnt Ihr reiten?“ Der Frieder sagte: „Bin ich nicht sechs Jahre Würtenberger Dragoner gewesen?“ – „Gut,“ erwiderte der Verwalter, „man wird für Euch ebenfalls ein Roß satteln lassen, und zwar für Euer eigen gutes Geld, ein andermal gebt Achtung, und verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß, wenn er Mannschaft nöthig habe zum Streif.

Der Brief, das Schreiben nämlich, das der Frieder dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte, hat nichts – und niemand – als den Meister(dieb), unter der Larve des *Arrestanten*, oder Festgenommenen, zum Inhalt. Zwischen Absender und Adressat des Briefes verkörpert der Frieder ein *Drittes*: den transzendentalen Gehalt dessen, wovon im Brief die Rede ist. Der *ZuchthausVerwalter* – wir sind inzwischen in der Stadt, oder *Polis* –, auf nichts als auf *politisch-polizeiliche* Hermeneutik geeicht (er verkörpert das Revers theologischer Exegese), sieht nicht, was er schon sieht: die unfeststellbare Beweglichkeit des Inhalts. Sie spielt – ob gewollt oder wider Willen – auch in das wandelbare Gesicht von Absender und Adressat. Wandelbar wie der Mond, mit andern Worten wie der *eigentliche* Hausfreund, oder wiederum anders wiederholt: unerkannt wie der *rheinländische* Hausfreund, der in einem der letzten Kalender, die er schreibt, dem Mond die Möglichkeit einräumt, vielleicht rebellisch zu werden und nimmer kommen zu wollen. Das ist Hebels Version der Apokalypse in ihrer christlichen Spielform: daß der *Meister* vielleicht nicht wiederkehrt. Sie zielt auf das Entkommen des Kommenden. Fast so, als wäre das Versprechen seiner zweiten Wiederkehr ein Requisit aus dem Repertoire des Entkommenden. In dieser *Rebellion* des Mondes, in diesem *Vielleicht-nimmer*, spielt (unter anderm) nichts Geringeres als die Erlösung vom (Warten auf den) Erlöser.

Und nichts anderes geschieht. Hier ist das Ende der Geschichte:

Also ritten der Strickreuter und der Zundelfrieder mit einander dahin, um den Zundelfrieder aufzusuchen, bis an einen Scheidweg. An dem Scheideweg sagte der Frieder dem Strickreuter, auf welchem Weg der Strickreiter reiten soll, und auf welchem er selber reiten wolle. „Am Rhein an der Fahrt kommen wir wieder zusammen.“ Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Frieder wieder rechts, und machte mit seinem Ausschreiben in allen Dörfern Lärm, und ließ die Sturmglocken anziehen, der Zundelfrieder sey im Revier, bis er an der Gränze war. An der Gränze aber gab er dem Rößlein einen Vitzer und ritt hinüber.

So etwas könnte hier zu Land nicht passiren.

Hebels Briefe kommen nimmer. Sie entkommen immer. Aber zuvorkommend so.